

VOM LEAD-SÄNGER DER CASTING CROWNS

MARK HALL

SCHLUSS

WEIL JESUS ALLEIN

MIT

GENUG IST

DURSTIG

SCM R. Brockhaus

Mark Hall

Schluss mit durstig

Weil Jesus allein genug ist

Aus dem amerikanischen Englisch
von Wolfgang Günter

SCM R.Brockhaus

SCM

Stiftung Christliche Medien

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



© 2013 SCM R.Brockhaus im SCM-Verlag GmbH & Co. KG
Bodenborn 43 · 58452 Witten
Internet: www.scm-brockhaus.de
E-Mail: info@scm-brockhaus.de

Die Bibeltexte sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus im SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten.

Weiter wurde verwendet:

Elberfelder Bibel 2006, © 2006 by SCM R.Brockhaus im SCM-Verlag GmbH & Co. KG · Witten.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE WELL
bei Zondervan, Grand Rapids, Michigan.
© 2011 Mark Hall

Umschlag: Johannes Schermuly, Wuppertal, www.ideen-und-medien.de
Umschlag- und Kapitelbild: istockphoto.com
Satz: Christoph Möller, Hattingen
Druck und Bindung: CPI-Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-417-26546-0
Bestell-Nr. 226.546

INHALT

Vorwort	7
1 Eine einsame Frau	11
2 Loslassen: das Wasserloch des Kontrollzwangs	29
3 Toter Schlamm: das Wasserloch der Suche nach etwas Besserem	45
4 Bauchklatscher: das Wasserloch der Anerkennung	61
5 Der erste Tag: das Wasserloch der Religion	75
6 Ganz schön tief: das Wasserloch der Eigeninitiative	91
7 Eine unerwartete Wendung: das Wasserloch der Begabung	107
8 Frühstückskringel: das Wasserloch des Anspruchsdenkens	123
9 Die Wasserlöcher mit dem Heiligen Geist zuschütten	143
10 Leben, als wäre man gerade aufgewacht	155
Epilog: Der Kreis schließt sich	171
Jetzt wird's praktisch: fünf Hinweise	177
Danksagung	179
Fragen zur Vertiefung	181
Über den Autor	187

VORWORT

Schon länger beschäftigt mich eine bestimmte Frage.

Ich war ein Kinderstar. Man konnte mich in Werbesendungen sehen und in Fernsehserien wie *Chefarzt Dr. Westphall*, *T.J. Hooker*, *Punky Brewster* und *Unser lautes Heim*, bevor ich acht Jahre lang in *Full House* die Rolle von D. J. Tanner spielte. Nachdem ich geheiratet und unser erstes Kind zur Welt gebracht hatte, entschloss ich mich, Mutter und Hausfrau zu sein, während mein Mann, Valeri Bure, als professioneller Hockeyspieler unser Geld verdiente. Die Entscheidung fiel mir schwer, und der Übergang war nicht leicht, doch ich hätte um nichts in der Welt tauschen wollen. Im Rückblick begreife ich allmählich, wie Gott an mir arbeitete, damit ich geistlich wachsen konnte.

Als Val vor etwa drei Jahren seine Laufbahn als aktiver Sportler beendete, sprachen wir darüber, ob ich in meinen alten Beruf zurückkehren sollte, weil er ja nun zu Hause bleiben würde. Schon Jahre zuvor hatten wir darüber geredet und dies so ins Auge gefasst. Nun beteten wir und kamen überein, dass es ein klares Zeichen Gottes wäre, wenn er mir eine Tür öffnen würde, sodass ich meine Schauspielkarriere wieder aufnehmen könnte. Wenn nicht, würde ich daraus folgern, dass das nicht Gottes Willen entsprach, und ich würde nicht darum kämpfen, wieder in meinen alten Beruf zurückzukehren.

Gott stieß die Tür weit auf.

Bevor ich mich versah, war ich für einen Film engagiert. Dann bot man mir weitere Rollen an und daneben schrieb ich das Buch *Reshaping It All*, das es bis auf die Bestsellerliste der *New York Times* schaffte. Ich bekam immer mehr Angebote. Es gibt zwei Gründe, warum ich nicht noch mehr arbeite: Ich möchte Zeit für meine Familie haben, und manchmal lehne ich ein Angebot ab, weil es mir inhaltlich nicht zusagt.

Doch bei allem Erfolg stecke ich in einem Zwiespalt: Ich weiß, dass meine Familie gern wieder nach Südflorida ziehen würde, wo wir neun Jahre lang gelebt haben, bevor wir in meine Heimatstadt Los Angeles zogen, damit ich meine Schauspielkarriere wieder aufnehmen

konnte. Doch wenn wir nach Florida zurückgehen, muss ich meinen Beruf aufgeben.

Schon seit einiger Zeit fühle ich mich innerlich zerrissen. Meine Familie steht für mich an erster Stelle. Trotzdem hält sie es mir zuliebe hier aus, weil sie weiß, dass ich mir einen Traum erfülle und meine Leidenschaft für den Film auslebe. Vielleicht wäre es ganz einfach, alles einzupacken und den Umzugswagen vorfahren zu lassen. Vielleicht sollte ich das tun. Aber dann denke ich an die erstaunlich vielen E-Mails, die mich ermutigen, meinen Glauben öffentlich im Filmgeschäft auszuüben, denn solche Vorbilder werden hier dringend benötigt. Manche Leute sagen mir, dass ich nicht ohne Grund in dieser Branche arbeite. Und selbst manche Leiter von großen Missionswerken und Gemeinden meinen, dass Gott mich hier auf ganz besondere Art gebraucht.

Es fällt mir schwer, loszulassen, Gott zu vertrauen und einen Schritt zu wagen, von dem ich weiß, dass er sich für meinen Beruf nicht auszahlen wird. Aber wenn ich Gott wirklich vertrauen würde, könnte ich die Zügel aus der Hand geben und gespannt darauf warten, was er für mich bereithält – auch wenn es zunächst nicht das ist, was ich mir wünsche. Gleichzeitig sagt etwas in mir: „Das habe ich schon einmal gemacht. Vor dreizehn Jahren habe ich diesen Traum aufgegeben, und es war gut. Schau dir an, wie Gott an dir gearbeitet hat. Ich bin ein anderer Mensch geworden.“ Andererseits habe ich zehn Jahre auf die Chance gewartet, wieder als Schauspielerin arbeiten zu können, und ich bekam sie, ohne mich nennenswert anzustrengen ...

Ich schwanke zwischen den beiden Möglichkeiten. Es fällt mir unheimlich schwer, zwischen dem, was Gott für mich hat, und meinem eigenen Wunsch zu unterscheiden, die Fäden in der Hand zu behalten und meine Zukunft nach meinen eigenen Vorstellungen zu gestalten.

Dann schlug ich dieses Buch auf und begann zu lesen. Das erste Kapitel traf mich mitten ins Herz, das zweite gleichermaßen. Und so ging es weiter. Ich fand mich in jedem Kapitel wieder. Auf jeder Seite fand ich Wahrheit. Ich hörte, wie Gott zu mir sprach, und er überführte mich, erinnerte mich an die unzähligen Male, als ich meine Lasten abgelegt und geschworen habe, niemals wieder so etwas zu tun oder mir

diese Lasten erneut aufzubürden, und trotzdem Entscheidungen traf, die meinen eigentlich guten Absichten zuwiderliefen.

Ich glaube, dass auch Sie sich in diesem Buch wiederfinden werden. Mich erinnert es an meinen ersten großen Kampf. Jahrelang hatte ich geglaubt, es genüge, gut zu sein. Ich war ein braves Kind, hörte auf meine Eltern, und als junge Erwachsene rief ich sie sogar an, wenn ich spätabends in meine neue Wohnung zurückgekehrt war. Im Gegensatz zu vielen anderen Kinderstars erschien mein Name später nicht in den Schlagzeilen der Boulevardblätter. Ich wurde weder alkohol- noch drogensüchtig, landete niemals im Entzug und tauchte in keinem Polizeibericht auf. Warum also brauchte ich Jesus, wenn ich doch ein so „gutes“ Leben führte?

Dass ich mich für gut hielt, war „mein Brunnen“. Ich klopfte mir selbst auf die Schulter und sonnte mich in den Komplimenten meiner Kollegen, Fans, Eltern, Produzenten und Regisseure, die mir alle erzählten, ich sei eine wunderbare Schauspielerin und ein noch besserer Mensch. Immer weiter schöpfte ich aus diesem vermeintlichen Brunnen Gottes, der in Wirklichkeit jedoch nur eine ausgetrocknete Pfütze war.

Vor mehr als zehn Jahren erreichte ich schließlich einen Punkt, an dem ich begriff, dass ich Jesus brauche. Seit diesem Tag, als ich allein in meinem Schlafzimmer betete, führe ich mein Leben für Christus, so gut ich es kann. Ich weiß, dass ich niemals vollkommen sein werde, und ich mache immer noch Fehler. Wenn ich mich in meiner eigenen Haut zu wohl fühle, ist das ein Zeichen dafür, dass ich in Gefahr stehe, vom Eigentlichen abgelenkt zu werden. Doch ein jesuähnliches Leben führt dazu, dass wir noch einmal überdenken, wer wir sind und was unser Ziel ist, und dass wir vor allen Dingen Christus noch mehr vertrauen. Dieser Gedanke macht mich innerlich ruhig.

Während ich also um Weisheit bete, wie es mit meiner Karriere weitergehen soll, bin ich dankbar, dass mich Gott mit seinem Wort und Mark Halls scharfsinnigen Einsichten aufgerüttelt hat.

Candace Cameron Bure
Mai 2011



KAPITEL 1

EINE EINSAME FRAU

Iris Blue hämmerte gegen die Wand ihrer Einzelzelle in einem Gefängnis in Texas. Sie war einen Meter neunzig groß und bekannt für ihre harte Rechte, mit der sie Männer in einem Boxkampf herausfordern und besiegen konnte. Und mit der sie die männlichen Insassen in ihrem Zellenblock zur Weißglut treiben konnte, wenn sie gegen die Wände trommelte, schrie und fluchte. Ihre harte Rechte passte zu ihrem verhärteten und kalten Herzen.

Vielleicht war all das Schreien und Hämmern nicht nur ein Zeichen der Rebellion. Vielleicht war es ein Ventil, mit dem Iris alles herausließ, was sie beschäftigte. Vielleicht hatten diese vermeintlich sinnlosen Schreie doch eine Bedeutung. Vielleicht tat sie es, weil sie die Stille nicht aushalten konnte.

Denn in der Stille verbarg sich der Teufel.

Schmerzliche Erinnerungen erfüllten die Stille. Sie dachte an das kleine Grundschulmädchen, das sich nach Annahme sehnte, dachte daran, wie sie im Vergleich mit anderen abschnitt. Die Erinnerungen waren immer irgendwie da, manchmal im Hinterkopf, manchmal unmittelbar vor Augen. Manchmal weinten sie mit ihr, manchmal kicherten sie über sie, doch immer erinnerten sie sie daran, dass sie nicht nur groß gewachsen, sondern auch ein großer Loser war. Und die Erinnerungen ließen sie niemals vergessen, wie früh schon alles schiefgelaufen war.

Iris erzählt: „Schon im Brutkasten habe ich Jungen gemocht. Später dachte ich mir: ‚Es gibt einen Gott, und er hat Jungs erschaffen.‘ Ich versuchte, mit ihnen zu flirten und sexy auszusehen. Ich lehnte mich in verführerischer Pose gegen meinen Spind, sodass er sich ein wenig ausbeulte. Letztlich träumte ich davon, dass irgendein kleiner Junge meine Bücher trug oder mich behandelte, als wäre ich wertvoll, oder dass er mir die Tür aufhielt. Ich wollte einfach, dass mich jemand für etwas Besonderes hielt. Der Kleine, in den ich verknallt war, meinte eines Tages: ‚Hör mal, ich möchte dich etwas fragen.‘ Er war richtig nervös, und ich dachte schon, er wollte mit mir gehen oder so etwas. Aber dann fragte er nur, ob ich ihn huckepack nehmen könnte.“

Iris musste nicht erst in den Spiegel schauen, um daran erinnert zu werden, warum der Junge auf ihrem Rücken reiten wollte. Sie war

groß gewachsen, schon als Kind. Sie war groß und schwer und stärker als alle Jungen.

„Der kleine Computer in meinem Kopf sagte: ‚Hör mal, du bist groß und hässlich, und wenn du nicht etwas unternimmst, wird er nicht auf dich aufmerksam werden. Du siehst doch, wer in der Schule Händchen hält, nämlich diese ganzen süßen kleinen Mädchen. Am liebsten hätte ich dem Jungen gesagt: ‚Nein, ich träume davon, dass du mir meine Bücher trägst. Ich will dich nicht auf dem Rücken tragen.‘ Aber schon in der Grundschule ging ich Kompromisse ein, was meine Träume betraf. Ich wollte unbedingt wie eine Dame behandelt werden, glaubte jedoch nicht, dass ich die Maßstäbe dafür erfüllte. Also sagte ich ihm, er solle auf meinen Rücken steigen.

Bereits in der Kirche hatte ich gelernt, dass nicht jeder erfahren musste, was in mir vorging. Ich setzte also ein Lächeln auf und tat so, als sei alles in Ordnung. Innerlich litt ich jedoch. Am liebsten hätte ich geweint, aber ich wollte nicht, dass mich jemand weinen sah. Also erzählte ich niemandem etwas davon.“

Der Junge ließ sich huckepack nehmen und kicherte die ganze Zeit. Er war das erste männliche Wesen, das Iris zu seinem eigenen Vergnügen benutzte, so unschuldig es auch war. Doch er sollte nicht der letzte bleiben.

EINE ANDERE ART VON WASSER

Die Mittagssonne trieb Jesus die Schweißperlen auf die Stirn. Beim Jakobsbrunnen in der Nähe der samarischen Stadt Sychar setzte er sich hin, erschöpft von der langen Wanderung, die er in Jerusalem begonnen hatte.

Eigentlich hätte er gar nicht hier sein dürfen, nicht nach den geltenden Maßstäben. Die Juden betrachteten die Samariter als Mischlinge, und für die lange Reise zwischen Judäa und Galiläa nahm man den Umweg über das östliche Jordanufer in Kauf. Doch Jesus war kein gewöhnlicher Jude. Auf eine Weise, die Menschen niemals in ihrer ganzen

Tiefe erfassen werden, war er ganz Gott und gleichzeitig ganz Mensch. Und er hatte einen göttlichen Auftrag. Die Jünger hatte er in die Stadt geschickt, um etwas zu essen zu kaufen. So war alles arrangiert für die geplante Begegnung mit einem ganz besonderen Menschen. Wir kennen den Namen der Frau nicht, doch Gott kennt ihn.

Die einsame Frau war auf dem Weg zum Brunnen. Die ganze Stadt verachtete sie. Das wird dadurch deutlich, *wann* sie zum Wasserholen kam. Es war um die Mittagszeit. Die anderen Frauen kamen frühmorgens zum Brunnen – die Gespräche und die Gemeinschaft mit den Freundinnen erleichterten ihnen dabei die Last.

Die einsame Frau jedoch schleppte eine Last mit sich herum, die zu groß war, als dass sie hätte Erleichterung erfahren können. Bis zu diesem Zeitpunkt.

Jesus kannte sie schon lange, schon vor diesem Tag, vor ihrer ersten Sünde, lange bevor sie überhaupt geboren war. Er kannte sie, wie nur Gott seine Kinder kennen kann. Und schon lange zuvor hatte er diesen Tag in seinem und in ihrem Kalender angestrichen.

Im Lauf der Geschichte, die uns Johannes erzählt, erfahren wir, dass die Frau fünfmal verheiratet war und nun mit einem sechsten Mann zusammenlebt. Und doch kann nur ein einziger Mann ihre innere Leere füllen, so wie sie es sich von den anderen Männern gewünscht und erhofft hat. Es gibt nur einen Mann, der ihre Sehnsucht stillen und den Schmerz lindern kann, den all ihre schlechten Entscheidungen verursacht haben, die lüsternen Nächte, die verzweifelten Tränen der Scham. Nur ein einziger Mann kann ihr den Schmerz nehmen, der daher rührt, dass sie auf falsche Weise von den falschen Menschen an den falschen Orten akzeptiert und angenommen werden wollte. Nur ein einziger Mann.

Hier steht er nun.

Er bittet sie um etwas Wasser, und die Bitte verschlägt ihr fast die Sprache. Sie kann nicht glauben, dass ein jüdischer Mann sie anspricht. Misstrauen macht sich in ihr breit, weil sie es nicht gewohnt ist, einen Juden in der Stadt zu sehen, schon gar keinen, der sich in ihrer Gegenwart aufhält. Sie weiß: Ein Jude würde in ihr nicht nur eine Samariterin, sondern ein samaritisches Flittchen sehen.

„Warum bittest du mich, dir zu trinken zu geben?“

Jesus antwortete: „Wenn du wüsstest, welche Gabe Gott für dich bereithält und wer der ist, der zu dir sagt: ‚Gib mir zu trinken‘, dann wärest du diejenige, die ihn bittet, und er würde dir lebendiges Wasser geben.“

Jesus redet hier vom ewigen Leben, geistlichem Wasser, das niemals aufhört zu fließen.

Die Samariterin zieht den vollen Eimer aus dem Brunnen und sagt: „Hey, dieser Brunnen ist tief. Wo bekommst du dieses Wasser her, das du gerade erwähnt hast?“ Sie nimmt an, dass er Wasser im buchstäblichen Sinn meint; die geistliche Dimension entgeht ihr völlig. Jeder in ihrer Situation hätte genauso reagiert. Sie hat es satt, täglich Wasser zu holen, hat es satt, den anderen Frauen und ihren vielsagenden Blicken aus dem Weg zu gehen, hat es satt, sich ihr Geflüster anzuhören.

In dem Gespräch zwischen Jesus und der Samariterin ist über weite Strecken von zwei Arten von Wasser die Rede – dem lebendigen und dem Brunnenwasser. Jesus zeigt ihr, was dieses lebendige Wasser eigentlich ist und woher es kommt. Doch die Frau ist geistlich tot und versteht ihn nicht. Jedes Mal bringt sie das Gespräch wieder aufs Brunnenwasser. Denn eine andere Art von Wasser kennt sie nicht.

Viele von uns leben wie diese Samariterin. Wir versuchen unseren Alltag zu meistern, wobei wir aus unseren eigenen kleinen Brunnen Sicherheit und Komfort schöpfen. Auf der Arbeit, in der Freizeit, zu Hause und in der Gemeinde bedienen wir uns immer wieder aus diesen Brunnen. Meistens sagen wir es nicht ausdrücklich, sondern machen es eher durch unser Handeln deutlich: „Das ist mein Brunnen. Der wird mich, glaube ich, am Leben erhalten.“

Manche von uns benutzen dazu auch Freundschaften. Wenn wir unsere Freunde haben, geht es uns gut; wenn wir dagegen keine Freunde haben, die uns bestärken, kreisen unsere Gedanken um die Leere. Manch einer versucht, aus einem Menschen, der ihm noch nähersteht – dem Ehepartner, dem Freund oder der Freundin –, einen Brunnen zu machen. Andere von uns schöpfen aus ihrem Intellekt, ihren Begabungen und Fähigkeiten, um so ihre Identität zu definieren oder ein Gefühl der Zufriedenheit zu bekommen. Wieder andere stützen sich auf

ihre Stärken, Erfolge in der Vergangenheit oder sogar auf die Annahme, irgendwann würde alles besser werden. Wie auch immer, die meisten von uns haben ein paar „Brunnen“, und wir verlassen uns darauf, dass sie uns am Leben erhalten und uns Freude, Sicherheit, Hoffnung, Frieden und Glück schenken.

Wie Jesus in Johannes 4 deutlich macht, ist seine Vorstellung von Leben spendendem Wasser eine andere. Ganz subtil zeigt er der Samariterin „ihren eigenen Brunnen“. Weil sie nicht darauf eingeht, als er das lebendige Wasser in einen geistlichen Zusammenhang stellt, wählt er einen anderen Zugang, und das tut er auch bei vielen von uns.

Wie auch immer, die meisten von uns haben ein paar „Brunnen“, und wir verlassen uns darauf, dass sie uns am Leben erhalten und uns Freude, Sicherheit, Hoffnung, Frieden und Glück schenken.

Im Rückblick fallen mir Situationen ein, als Jesus versuchte, mir auf eine bestimmte Art etwas zu sagen. Doch entweder hörte ich schlecht oder war zu sehr mit „meinen eigenen Brunnen“ beschäftigt. Wenn ich dann mit Problemen zu kämpfen hatte, die sich unweigerlich einstellten, wenn ich versuchte, alles auf meine Art zu machen, und mich in der Folge von Gott entfernte, stellte ich ihn infrage oder wurde wütend auf ihn, obwohl er doch nur meine Situation benutzte, um mich wieder zu sich zu ziehen.

Wenn wir nicht hören wollen, was er uns zu sagen hat, wählt Jesus immer einen Ansatz, der bis zum Kern der Sache vordringt. In Vers 16 heißt es, dass Jesus die Frau ansieht und sagt: „Geh, rufe deinen Mann und komm mit ihm hierher.“

Wie kam er denn darauf? Hatte er nicht gerade über Wasser geredet?

Ob er die Frau damit überrascht, wird aus dem Text nicht deutlich, doch sie bringt eine halbwegs wahre Antwort heraus: „Ich habe keinen Mann.“ Ich bin sicher, dass sie sich dabei dachte: *Vielleicht gibt er sich damit zufrieden.*

Doch Jesus bohrt weiter: „Das stimmt! Du hast keinen Mann. Du hattest fünf Ehemänner, und mit dem Mann, mit dem du jetzt zusammenlebst, bist du nicht verheiratet. Ganz recht.“

Wenn Sie diese Frau wären, was würden Sie jetzt sagen? Was tun Sie,

wenn Gott Ihnen zeigt, dass er Gott ist und alles weiß? Die meisten von uns würden wohl tun, was auch diese Frau getan hat.

„Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist“, entgegnet sie. „Sage mir doch, warum ihr Juden darauf besteht, dass Jerusalem der einzige Ort ist, wo man Gott anbeten darf. Wir Samariter dagegen behaupten, dass es dieser Berg hier ist, wo unsere Vorfahren gebetet haben.“

Sie glaubt, sie stehe neben einem Brunnen und rede mit einem Mann. In Wirklichkeit aber steht sie neben einem Wasserloch und redet mit dem Brunnen.

Sie fängt ein Gespräch über religiöse Themen an, weil sie begreift, dass hier kein gewöhnlicher Mann vor ihr steht.

Dieser Typ, der von lebendigem Wasser spricht, schockiert sie. Ihr ganzes Leben hat er auf den Kopf gestellt, denn genau das bewirkt Wahrheit. Die Wahrheit ist keinen Veränderungen unterworfen, verändert jedoch alles, was sie berührt.

Für diese Samariterin sieht die Wahrheit folgendermaßen aus: Sie glaubt, sie stehe neben einem Brunnen und rede mit einem Mann. In Wirklichkeit aber steht sie neben einem Wasserloch und redet mit dem Brunnen.

UNVERBESSERLICH

Iris Blue riss mit dreizehn Jahren von zu Hause aus. Ihre Eltern waren Christen. Heute weiß sie, dass sie weglief, weil sie ihrem Traum von Weiblichkeit nachjagte und sich danach sehnte, angenommen zu werden, allerdings von den falschen Leuten an den falschen Orten und auf jede erdenklich falsche Art und Weise.

Während ihrer Kindheit ging Iris regelmäßig zum Gottesdienst und fuhr auf christliche Sommerfreizeiten. Als ein reisender Evangelist versuchte, ihr Angst vor der Hölle zu machen, redete sie sich ein, sie sei errettet. Das sollte nicht das letzte Mal sein, dass sie sich in ihrem Handeln von Gefühlen bestimmen ließ.

Nur einige Tage nachdem sie von zu Hause weggelaufen war, fing sie

an, Drogen zu nehmen, zu betteln, damit sie etwas zu essen hatte, und sich in der Nähe von Menschen aufzuhalten, die zu alt und zu fremdartig für das kleine Mädchen in ihrem großen Körper waren.

Iris erzählte: „Man muss nicht weit weglaufen, wenn man nach dem Falschen sucht. Ich hatte einen Minderwertigkeitskomplex und war sehr eigensinnig. Diese beiden Dinge haben sich schnell potenziert, und ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte.“

Trotzdem schlummerte dieser Traum in ihr. Sie sehnte sich nach jemandem, der sie liebte, wie sie war, jemandem, der sie wie eine Dame behandelte – die sie trotz all ihrer Verletzungen unter all ihren seelischen Narben war. Doch die Sünde macht den Sünder blind, und die rebellische Iris tauschte ihren Traum gegen einen Alkoholiker ein. Ein Mann in einer Kneipe schenkte ihr die Aufmerksamkeit, nach der sie sich sehnte, und sie geriet in einen Teufelskreis: Heroinmissbrauch, Diebstahl, Prostitution und mehrere Abtreibungen.

Trotzdem fand sie immer wieder jemanden, der noch mehr Probleme hatte. „Ganz egal, wo wir sind, ob in der Kirche, einer Kneipe oder im Gefängnis, wir versuchen immer jemanden zu finden, mit dem wir uns vergleichen können. Wir schauen uns um und sagen: ‚Na ja, ich habe zwar schon das eine oder andere falsch gemacht, aber ich bin nicht so schlimm wie manch anderer.‘ Das habe ich an Orten gelernt, wo man es auf den ersten Blick nicht für möglich halten würde. Und zwar nicht nur in Kneipen, sondern sogar hin und wieder in Kirchen. Wir lernen, uns mit anderen zu vergleichen.“

Falls jemals der Zeitpunkt gekommen war, an dem sie nicht mehr tiefer fallen konnte und völlig am Boden war, merkte Iris das jedenfalls nicht, weil sie gerne dort unten lebte. Mit siebzehn beteiligte sie sich mit einigen drogenabhängigen Freunden an einem bewaffneten Raubüberfall auf ein Geschäft. Sie machte sich mit 33 000 Dollar davon, nur um nach wenigen Stunden von der Polizei aufgegriffen zu werden.

Neun Monate verbrachte sie in Untersuchungshaft und wurde schließlich zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. Im Gegenzug wurde vereinbart, dass man sie niemals für die siebzig anderen Vergehen, die man ihr zur Last legte, zur Rechenschaft ziehen würde.

„In diesem Gefängnis passierten Dinge, die ich nicht in der Lage bin auch nur ansatzweise zu beschreiben. Aber ich ging mit der Haltung hinein: ‚So schlimm bin ich nicht, es gibt ein paar Dinge, die ich definitiv nicht tun würde.‘ Ich hatte mich überhaupt nicht verändert. Schon immer hatte ich mir bestimmte Grenzen gesetzt und gesagt: ‚Das und das mach ich vielleicht, aber so was garantiert niemals. Doch dann entdeckte ich, dass ich mir meine Grenzen immer weiter steckte. Ganz egal, wie tief ich gesunken war, ich konnte mich immer noch mit anderen Leuten vergleichen. Doch irgendwann blieb nur noch ein Vergleich übrig: ‚Wenigstens bin ich kein Heuchler. Ich zieh mein Ding einfach durch. Ich bin anders als die Leute in der Kirche, die sich mit ihrem Lebensstil brüsten, aber im Grunde wie jeder andere leben.‘“

Im Gefängnis machte man psychologische Tests und erstellte ein Persönlichkeitsprofil der Frau, die niemand zähmen konnte. Mehrere männliche Gefängniswärter mussten die „große Iris“ wegen ihrer ständigen Aufsässigkeit und der körperlichen Auseinandersetzungen, in die sie permanent verwickelt war, in eine Einzelzelle zerren, während sie fluchte und um sich spuckte.

Iris saß sieben Jahre ab, bevor sie freikam, und innerhalb weniger Tage hatte sie zu ihren alten Verhaltensmustern zurückgefunden.

„In meiner Akte wurde vermerkt, dass ich unverbesserlich und degeneriert sei. Was das letzte Wort bedeutete, wusste ich nicht – ich hatte ja nicht einmal einen Schulabschluss. Aber ich fand heraus, dass es heißt, dass sich jemand nicht mehr verändern wird. Da kommt nichts mehr. Es gibt keine Hoffnung. Das steht in meiner Akte – dass es keine Hoffnung mehr gibt.“

DER WAHRE BRUNNEN

Zu gerne hätte ich die Miene der Samariterin gesehen, als Jesus ihr alles über ihre Vergangenheit erzählte. *Woher weiß er das? Wie kann er über alles Bescheid wissen, was ich jemals getan habe?*

Die Hoffnung ist tiefer als der Jakobsbrunnen, und in Johannes 4,16 spricht Jesus unmittelbar zu ihrem Herzen.

Die Samariterin begreift zunächst die geistliche Dimension der Worte Jesu nicht, und deshalb verknüpft sie sie gedanklich mit etwas, das sie kennt – Religion. Mit *Religion* meine ich die Rituale und nichtssagenden Listen zum Abhaken, derer sich Menschen bedienen, deren Beziehung zu Christus nicht persönlich und authentisch ist.

Die Samariterin lebte nicht weit vom Berg Garizim, wo ihr Volk Gott anbetete. Mit anderen Worten: Sie sprach über die Kirche, die gleich um die Ecke lag. Als Jesus ihr offenbart, dass er alles über ihre Vergangenheit weiß, antwortet sie mit der Wendung: „Unsere Väter ...“ Sie kennt nur die Religion anderer Leute, doch Jesus korrigiert sie mit den berühmten Worten, mit denen er Gott und echte Anbetung beschreibt: „Aber die Zeit kommt, ja sie ist schon da, in der die wahren Anbeter den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten. ... Denn Gott ist Geist; deshalb müssen die, die ihn anbeten wollen, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“

Sie hat es satt, auf dem Grund ihres eigenen Wasserlochs zu sitzen, und sie ist der Leere in ihrem Herzen überdrüssig. Jesus treibt das Gespräch voran, bis die Frau das Wort *Messias* erwähnt. Sie ahnt nicht, wer da vor ihr steht.

Je länger Jesus redet, desto besser erinnert sie sich daran, dass sie als Kind von dem kommenden Messias gehört hat, der eines Tages erscheinen und alles in Ordnung bringen würde. Und sie hat es bitter nötig, dass jemand alles in ihrem Leben in Ordnung bringt.

Die zahllosen Männer. Die zahllosen Kämpfe. Die Nächte, in denen sie sich die Tränen vom Gesicht wischte, während neben ihr ein Fremder schnarchte.

Sie ist nur gekommen, um Wasser zu schöpfen. Könnte dies der Mann ihrer Träume sein? Und könnte er etwa wirklich ... Gott sein?

Hier, mitten in ihrer alltäglichen Welt, dämmert es der samaritanischen Frau, dass Gott sie verfolgt. Er ist nicht hinter Jerusalem, nicht hinter dem Berg Garizim oder einer beeindruckenden Zahl von Menschen in irgendeiner Versammlung her – sondern hinter *ihr*.

Haben Sie so etwas auch schon einmal erlebt? Haben Sie auch schon einmal empfunden, dass ihr Herz kalt und verhärtet war, und doch spürten Sie, dass Gott diese dicke Mauer durchbrechen wollte und zu Ihnen sagte: „Ich bin kein Buch. Ich bin auch nicht der Text eines an die Leinwand geworfenen Lieds, das du singst. Ich bin eine Person, und ich will dich kennenlernen“?

Ich kann mich daran erinnern, wie ich an diesem Punkt stand: *Ich bin fast sicher, dass an dieser Sache viel mehr dran ist, als ich in meinem Leben zulasse.* In einem solchen Moment reagiert Jesus immer so, wie er es gegenüber der Frau am Brunnen tat: „Ich bin es, der mit dir spricht!“ Das ist die tiefste aller Wahrheiten aus dem tiefsten aller Brunnen.

„Ich bin es, der mit dir spricht!“ Das ist die tiefste aller Wahrheiten aus dem tiefsten aller Brunnen.

Diese Antwort stellt den entscheidenden Punkt ihres Gesprächs, ja der ganzen Ewigkeit dar. In den griechischen Manuskripten des Grundtextes liest sich dieser Satz etwas anders. Wörtlich übersetzt lautet er:

„Ich, der mit dir redet, bin.“ Damit erhebt Jesus den Anspruch, Gott zu sein. Im Grunde sagt er damit: „Ich bin der ICH BIN, den deine Väter angebetet haben.“

Der Frau schlägt das Herz bis zum Hals, weil Jesus ihr gezeigt hat, dass er sie kennt, wie sie noch kein anderer gekannt hat, und sie versteht, was er ihr damit sagen will. Sie begreift, dass sie versucht hat, aus Pfützen Wasser zu schöpfen, und es nun an der Zeit ist, aus dem einzigen wahren Brunnen zu trinken.

Alles weist darauf hin, dass sich ihr Leben dadurch veränderte. Die Frau, die den Dorfbewohnern aus dem Weg ging, wenn sie Wasser holte, ist dieselbe Frau, die in die Stadt eilt, um vom Kommen des Messias weiterzuerzählen. „Kommt mit, und lernt einen Mann kennen, der mir alles ins Gesicht gesagt hat, was ich jemals getan habe!“, sagt sie, als sie die ganze Stadt zu Jesus bringt (Verse 29-30), und viele dieser Menschen sind nun im Himmel, weil sie ihrem Zeugnis glaubten (Vers 39).

Ich bin davon überzeugt, dass Gott auch heute zu uns spricht, doch oft hören wir ihn nicht, weil wir versuchen, sein lebendiges Wasser gegen das abgestandene aus unseren eigenen Brunnen auszuwechseln.

Jeder von uns hat eine bestimmte Vorstellung, worauf er sein Leben baut und was am besten für ihn funktioniert. Manche der Beziehungen, die wir eingegangen sind, waren gut, andere sind gescheitert. Wir kennen unsere Stärken und Schwächen. Wir stellen Pro-und-Contra-Listen auf. Schon so oft sind wir den ausgetretenen Pfad zu unseren kleinen Brunnen gelaufen, dass wir sie für unentbehrlich halten; nicht nur um unsere Wünsche zu erfüllen, sondern auch um unsere Bedürfnisse zu stillen.

Dabei gibt es nur ein Problem: Unsere eigenen Brunnen existieren überhaupt nicht. Sie sind eine Fata Morgana, entstanden aus unseren menschlichen Wünschen; ein Zerrbild, das uns der Feind unserer Seele vorgaukelt. Was wir für Brunnen halten, sind in Wirklichkeit bloße Pfützen. Sie mögen uns das Gefühl vermitteln, wir hätten etwas erreicht, könnten von ihnen profitieren und wären zufrieden, doch dieser Zustand hält nicht an. Der Durst kommt immer wieder. Die Samariterin glaubte, sie stünde neben einem Brunnen, doch in Wirklichkeit handelte es sich um ein Wasserloch im Boden. Und dieses Loch sorgte nur vorübergehend für Erleichterung. Genauso sind die Brunnen, aus denen wir schöpfen, bloße Wasserlöcher, die uns geistlich verdursten lassen. Wir welken dahin und sehnen uns nach etwas, das uns zufriedenstellt, nach etwas Ewigem.

Schon so oft sind wir den ausgetretenen Pfad zu unseren kleinen Brunnen gelaufen, dass wir sie für unentbehrlich halten; nicht nur um unsere Wünsche zu erfüllen, sondern auch um unsere Bedürfnisse zu stillen.

Wir sehnen uns nach Jesus, weil er diese Sehnsucht in uns hineingelegt hat, und wir sehen, wie er im Leben anderer Menschen wirkt. Doch unsere menschliche Natur bringt uns dazu, ihn als etwas *Nützliches* zu betrachten und nicht als Herrn, der über uns herrscht. Für uns ist er jemand, der alles wieder in Ordnung bringt und seine Segnungen wie mit der Gießkanne über uns verteilt. Wir möchten, dass er sich uns anschließt und alles segnet, was wir tun, während er sich danach sehnt, unser Herz und unseren Verstand umzugestalten.

Wenn wir aus irgendeiner anderen Quelle als Jesus schöpfen, um Glück, Hoffnung, Sicherheit, Frieden und Leben zu bekommen, tau-

schen wir den einzigen wahren Brunnen gegen ein nichtssagendes, bedeutungsloses Wasserloch.

Wir alle sind auf der Suche nach etwas Neuem, einer neuen Strategie oder einem neuen Buch, das uns in zwei einfachen Schritten Frieden mit Gott und irdisches Glück verheißt. Doch es gibt nur eine Möglichkeit, zu etwas Brandneuem zu gelangen, und nur eine Möglichkeit, dortzubleiben. Zunächst müssen wir Gott unsere Sünde bringen und ihn durch Jesus kennenlernen. Dann müssen wir Zeit mit ihm verbringen, um ihm ähnlicher zu werden.

Je mehr Zeit wir uns nehmen, um uns seiner Gegenwart auszusetzen, je mehr wir uns ihm hingeben und zulassen, dass er uns verändert, desto mehr wird Jesus zu unserem Brunnen. Regelmäßiger Gottesdienstbesuch, gute Taten oder der feste Vorsatz, dank unserer Willenskraft nichts Schlechtes mehr zu tun, sind kein Heilmittel. So etwas gleicht eher einer Diät, und wir wissen alle, wie gut das klappt. Eine Diät funktioniert so lange, bis wir damit Erfolg haben und zufrieden sind, und dann fallen wir in unsere alten Gewohnheiten zurück.

Jesus beharrt darauf, vom lebendigen Wasser und nicht vom Wasser unserer eigenen Brunnen zu reden. Er beharrt darauf, eine ganz einzigartige Quelle zu sein. Er beharrt darauf, dass er selbst dieser Brunnen ist.

Ist Jesus auch Ihr Brunnen? Schöpfen Sie aus irgendeinem anderen Brunnen in der Hoffnung, dass Sie das bei Kräften hält, während Sie Jesus nur als letzte Zuflucht betrachten?

Wenn Jesus nicht unser Brunnen ist, verschärfen wir das Problem oft noch dadurch, dass wir es auf eigene Faust zu lösen versuchen. Letzten Endes fühlen wir uns dadurch noch isolierter und von Gott abgeschnitten. Darum ist es gefährlich, aus den vermeintlichen Brunnen zu schöpfen, wenn sie in Wirklichkeit nur Pfützen sind, wie ich sie auf den nächsten Seiten noch näher beschreiben werde. Ich hoffe, dass es mir in diesem Buch gelingt, einige der bekannteren Pfützen im Licht der Bibel zu betrachten.

Ich glaube, dass mitten in unserem persönlichen Chaos der geduldige und liebevolle Erretter steht, der auf jeden von uns mit dieser Botschaft wartet: „Du stehst vor einem Wasserloch. Aber jetzt redest du mit dem Brunnen selbst.“